

HEYNE <

Das Buch

Als Ulrich seine Leidenschaft für die Musik entdeckt, ist er noch ein kleiner Junge. Von einem der Zigeuner, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts durch das pulsierende, aufstrebende Sofia ziehen, lernt er das Geigespielen. Aber sein Vater verbietet ihm, Musiker zu werden. Ulrich widersetzt sich nicht, auch nicht, als ihm der Vater später unterstagt, in Berlin sein Chemiestudium fortzusetzen. Ulrich ist ganz anders als sein rebellischer Freund Boris und lässt zu, dass sein Vater die Richtung bestimmt, in der sein Leben verlaufen soll.

Erst an seinem hundertsten Geburtstag bricht Ulrich aus und erfindet sich ein neues Leben im New York des 21. Jahrhunderts: schnell, bunt, voller Möglichkeiten und kreativer Energie.

»Ein luzider, dichter und poetischer Roman.« *Verena Lugert, NEON*

»Mit *Solo* beweist der indische Autor Rana Dasgupta, dass er der bedeutendste Schriftsteller seiner Generation ist.« *Salman Rushdie*

»*Solo* ist ein absolut unvergesslicher Roman, eine vielstimmige Sinfonie über die menschliche Natur.« *The Guardian*

»Rana Dasguptas rauschhafte Prosa zieht den Leser in ihren Bann – *Solo* ist ein kühner, ein verführerischer Roman, dessen Lektüre jede Sekunde wert ist.« *The Times*

Der Autor

Rana Dasgupta wurde 1971 in Canterbury geboren und wuchs in Cambridge auf. Er studierte französische Literatur und Medienwissenschaften in England und den USA. Nach seinem Studium war er einige Jahre als PR-Manager tätig. Er hat in Frankreich und Malaysia gelebt, und heute arbeitet er als freier Autor in Delhi. Sein Debüt *Die geschenkte Nacht* kam auf Anhieb in die Top Ten der indischen Bestsellerliste und wurde für den Hutch Crossword Book Award nominiert, den bedeutendsten indischen Literaturpreis.

Lieferbare Titel

Die geschenkte Nacht

Rana Dasgupta

SOLO

ROMAN

Aus dem Englischen von Barbara Heller

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe SOLO
erscheint bei Fourth Estate, London



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *München Super*
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 02/2012

Copyright © 2009 by Rana Dasgupta

Copyright © 2010 by Karl Blessing Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Copyright © 2012 dieser Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2012

Umschlaggestaltung: Eisele Grafik·Design, München
unter Verwendung von Abbildungen von © Thurston Hopkins/
Hulton Archive/GettyImages; iStockphoto

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-40899-9

www.heyne.de

Für meine geliebte Monica



ERSTER SATZ
»Leben«



MAGNESIUM

1

Der Mann ist plötzlich aufgewacht, in der Totzone der Nacht. Es ist ungewöhnlich heiß für die Jahreszeit, sein Hals schmerzt, und in jeder seiner Falten sammelt sich der Schweiß.

Er taumelt zum Waschbecken und trinkt Wasser. Dann setzt er sich in seinen Sessel und schnaubt ein paar Mal, um seine Nase frei zu machen.

Der Busbahnhof vor dem Haus wird modernisiert, und selbst zu dieser Nachtzeit heulen die Bohrmaschinen.

Im Interesse der Verbrechensbekämpfung hat man auf dem Bahnhofsvorplatz zwei gleißende Flutlichtlampen angebracht. Das Licht scheint die Vögel zu verwirren, denn sie stimmen ihren morgendlichen Gesang neuerdings mitten in der Nacht an, gerade wenn der Mann endlich in den Schlaf gefunden hat. Im Augenblick kreischen sie wie besessen.

Schwer atmend sitzt der Mann in seinem Sessel im sengenden Schein der Halogenlampen, obwohl im Zimmer Dunkelheit herrscht.

Unbekümmert um die nächtliche Stunde entfalten die Reisenden im Busbahnhof großen Einfallsreichtum darin, Lärm zu machen. Sie schreien herum, sie klappern mit Gegenständen und jagen die Motoren ihrer moribunden Autos hoch, als gäbe es niemanden, der zu schlafen versucht.

Der Mann nähert sich dem Ende seines zehnten Lebensjahrzehnts, und seine Wohnung liegt im vierten Stock.

Der Hauptraum misst vier auf dreieinhalb Meter. Auf einer Seite geht es ins Badezimmer, und hinten ist eine Kochecke. Das Fenster schaut auf die Verkaufsstände vor dem Busbahnhof hinaus, an denen Waren aus China feilgeboten werden: Wecker, Uhrenarmbänder, Plastikpflanzen, Batterien, T-Shirts, Souvenirs und vieles mehr. Daneben warten Devisenhändler auf Kunden, die mit dem Bus aus anderen Ländern kommen.

Wenn es regnet, dringt in einer Ecke des Zimmers Wasser durch die Decke. Es hat sich nach und nach in der Wand ausgebreitet in einer Form, die an die Landkarte Australiens erinnert, sodass der Putz abblättert und ständig ein Zisternengeruch im Raum hängt.

Das Fenster geht nach Westen; abends ist es in der Wohnung des Mannes am hellsten.

Der Staat hält es noch immer für angebracht, dem Mann eine monatliche Rente zu zahlen, um seine Armut zu lindern. Als er vor vielen Jahren in den Ruhestand ging, war dieses Geld ausreichend: Er lebte allein und brauchte wenig. Doch seit dem wirtschaftlichen Umbruch ist seine Rente kaum noch etwas wert, und seine Ersparnisse sind weggeschmolzen. Ohne die Großzügigkeit seiner Nachbarn, die ihm jeden Monat Lebensmittel und andere Dinge kaufen, wäre er in einer besorgniserregenden Lage. Es sind gute Menschen: Sie zahlen die Fernsehgebühren für ihn, und die Frau kocht ihm sogar sein Essen, denn das kann er nicht mehr selbst.

Doch er mag sie nicht jedes Mal belästigen, wenn er Kaffee oder Toilettenpapier braucht. Er hat bereits so viele Jahre auf dieser Welt verbracht, dass er mit Fug und Recht er-

warten kann, so findet er, dass solche Dinge von selbst zu ihm kommen.

Durch gewisse Umstände ist der Mann erblindet. Sein Gehör aber ist weitgehend intakt, und er vertreibt sich die Zeit hauptsächlich mit Fernsehen. Er sitzt vor Schönheitswettbewerben, deren Teilnehmerinnen er nicht sehen kann, vor Dauerwerbesendungen, schlecht synchronisierten englischen Historienfilmen, Reisesendungen, deutschen Pornofilmen und allen möglichen anderen Ausdrucksformen moderner Weisheit.

Spätnachts, wenn sein Fernseher ausgeschaltet ist, hört er manchmal weiter unten im Haus endlos ein Telefon klingeln. Dann liegt er wach und fragt sich, wo auf der Welt diese Sehnsucht wohnen und was sie in diesem Haus so beharrlich suchen mag.

Nachmittags trägt der Wind einen schwachen Geruch nach altem Urin von der Mauer unter seinem Fenster heran. Alle Männer, die den Busbahnhof passieren, verschwinden hinter dieser Mauer, um sich dort zu erleichtern. Es gibt hier zwar öffentliche Toiletten, aber sie scheinen es mit der Mauer nicht aufnehmen zu können; auf jeden Mann mit voller Blase übt sie eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus. Selbst Männer, die zum ersten Mal hier sind und die stinkende Lache, die dort in zwanzig Jahren entstanden ist, nicht sehen, würdigen die windschiefen Kabinen am Rand des Platzes keines Blickes. Immer stehen einige Männer im Schutz der Mauer und schütteln die letzten Tropfen ab.

Frauen benutzen die kaputten Kabinen.

An heißen Tagen wird der Geruch unerträglich, und dann bringt ein Guss, der alles wegspült, Erleichterung. Wenn es draußen stark regnet, sitzt der blinde Mann am Fenster und lauscht den nahen und fernen Geräuschen: dem sanft-

ten Rieseln in den Bäumen, dem lauten Trommeln auf Plastikkanistern, dem harten Prasseln auf Asphalt und Kopfsteinpflaster, dem unterschiedlich klingenden, metallischen Aufschlagen auf Autodächern und Gullydeckeln, dem Baritontrillern auf Abdeckplanen, dem glitschigen Gurgeln von überquellendem Schlamm, dem konzertanten Sprudeln in den Abflussrohren. Einen Moment lang taucht dann die Umgebung vor seinem inneren Auge auf und erinnert ihn daran, wie es ist, sehen zu können.

Abgesehen von seinem Rücken, der ihn morgens plagt, ist der Mann bei leidlicher Gesundheit, doch rein rechnerisch kann der Tod nicht mehr allzu weit weg sein.

In seiner Kindheit hat seine Großmutter die Lebensgeschichten Verstorbener an die Bäume vor dem Haus geheftet. Sie stammte aus einem Dorf unweit des Schwarzen Meeres – jetzt ist es durch eine Grenze abgeschnitten –, und es waren die Toten aus diesem Dorf, deren Verdienste an den Stämmen der stolzen, in gleichmäßigen Abständen gepflanzten Platanen aufgelistet waren. Jeder Tag, so schien es, war der Todestag irgendeines Bewohners jenes fernen Ortes, und seine Großmutter erzählte ihm die Geschichte dieser Menschen, während sie beim Morgentee ihre Nachrufe verfasste. Sie band die Zettel mit einer Schnur an die Bäume, wo sie sich nach und nach im Regen auflösten, um im darauffolgenden Jahr erneut angebracht zu werden.

»Wie kommt es, dass du dich daran erinnerst?«, fragte Ulrich sie immer wieder, denn es schien ihm unfassbar, dass sie die gesamte Geschichte jener untergegangenen Dynastie im Kopf hatte. Sein Vater missbilligte den ländlichen Brauch jedoch, und so war ihr eigenes Leben nie an einem Baum zu lesen.

Empfänglich für das Jenseits wie alle Kinder, hatte der Mann in jenen Jahren ein starkes Gespür für die endlose Folge der Generationen gehabt. Er hatte Menschen mit geschlossenen Augen in der Erde liegen sehen, und er hatte sich den Planeten als Schnittmodell vorgestellt: Schichten schlafender Körper bis in so schwindelerregende Tiefen, dass es nicht schwerfiel zu glauben, die Leichtigkeit des Lebens an der Oberfläche sei nichts anderes als ihr kollektiver Traum. Denn die Träumer, für immer stumm in ihrem feuchten Refugium, waren den Menschen mit den geöffneten Augen zahlenmäßig bei Weitem überlegen.

Diese frühen Einsichten fanden vor Kurzem zu dem Mann zurück, als er eine Fernsehsendung über eine Stadt hörte, die nach dem Bau eines Staudamms in den Fluten versunken war. Achtzig Jahre später wurde der Damm außer Betrieb gesetzt und abgetragen. Der See floss ab, der Fluss kehrte in sein ursprüngliches Bett zurück, und die Stadt kam wieder ans Tageslicht.

Natürlich waren große Schäden entstanden. Der Putz an den Wänden hatte sich im Wasser aufgelöst, Dächer waren eingestürzt, Holzhäuser Stück für Stück weggeschwommen. Bäume waren abgestorben, und die ganze Stadt stank noch wochenlang nach toten Fischen und Flussalgen. Doch in den Straßen standen noch Autos – uralte Modelle, wie der Mann sie aus seiner Jugend in Erinnerung hatte –, Uhren waren zu unterschiedlichen Zeiten stehen geblieben, und an einem Kino waren noch die Titel der Filme von damals angebracht. Straßenschilder hatten die Zeit überdauert und unter Wasser den Weg gewiesen. In jedem Haus war etwas zurückgelassen worden. Ein Mann fand in einer Küche ein Glas Essiggurken, kostete davon und erklärte, sie seien noch gut.

Einige alte Leute, die vor der Sintflut in der Stadt gelebt hatten, wurden zu einem Besuch dorthin gebracht, und es kam ihnen vor, als befänden sie sich in einer ihrer Kindheitserinnerungen.

Dieser Tage beschäftigt sich der Mann damit, durch die wichtigsten Ereignisse seines Lebens zu waten, um nachzusehen, welche Relikte sie auf dessen Grund hinterlassen haben. Er hat zwar keine Familie um sich, seine Freunde sind alle tot, und er weiß, dass es niemanden interessiert, was in seinem Kopf vorgeht, aber sein Leben dauert schon so lange, dass er es nicht einfach in Ignoranz beenden will.

Bevor der Mann sein Augenlicht verlor, las er in einer Zeitschrift die folgende Geschichte: Ein Forscherteam stieß auf eine Population von Papageien, die die Sprache einer vor Kurzem durch eine Naturkatastrophe ausgelöschten Zivilisation sprachen. Voller Staunen über ihre Entdeckung setzten die Forscher die Papageien in Käfige und schickten sie nach Hause, damit Linguisten die Überreste der verlorenen Sprache aufzeichnen konnten. Doch die Vögel, ohnehin traumatisiert von der Verwüstung, die sie miterlebt hatten, verendeten während des Transports.

Der Mann fühlt sich diesen Tieren verbunden. Wie sie trägt er ein zerstückeltes Erbe in sich, und er ist zu erschüttert, um etwas davon weitergeben zu können.

Deshalb durchforscht er sein Leben noch einmal. Er besitzt keine Reichtümer und hat keine Erben, und wenn er überhaupt etwas hinterlässt, dann wird es tief vergraben und schwer zu finden sein.

2

Der Mann heißt Ulrich. Für diesen absurden Namen verantwortlich ist sein Vater, der eine Schwäche für alles Deutsche hatte. Über die Jahre ist viel Zeit darauf verwendet worden, den Namen zu erklären.

Ulrich ist hier in Sofia geboren, in einem stattlichen Haus am Boulevard Dondukow gegenüber dem Restaurant Schumenska. Ulrichs Vater hatte das Haus im Wiener Stil gebaut, als er noch wohlhabend war. Er beauftragte einen österreichischen Architekten und ließ die Fassade mit Stuck verzieren: Leiern, von Früchten überquellende Vasen und die Jahreszahl 1901.

Damals waren Männer wie Ulrichs Vater – Männer in Anzug und Hut – in Sofia in der Minderheit. Schweine, Esel und Bauern mit Halstüchern, auf deren Karren sich Geflügel und Kürbisse türmten, übertrafen sie an Zahl, waren ihrerseits jedoch in der Minderheit gegenüber den würdigen jüdischen und armenischen Kaufleuten, die inmitten von Räucherduft, Seide und Spucknäpfen ihren Geschäften nachgingen. Was ihnen die Marktfrauen, die klirrende eiserne Armreifen trugen, zuriefen, verstanden sie kaum. Der Rhythmus des Handels wurde nicht von den Öffnungszeiten der Banken bestimmt, sondern von der Gangart der Kamele, die in Karawanen von überall her aus dem Osmanischen Reich kamen und den türkischen Händlern an der Banja-Baschi-Moschee Teppiche und Gold brachten. Die Händler wiederum waren machtlos gegen die Zigeuner, die

von Zeit zu Zeit die Stadt in Besitz nahmen. An einem einzigen Nachmittag bauten sie eine wimmelnde Siedlung mit Feuerstätten und Zelten aus Tierhaut auf, füllten die Basare mit ausländischen Kuriositäten und säten in den Köpfen der Kinder ruhelose Gedanken.

Doch die Männer in den Anzügen hatten Großes vor. Mit dem Niedergang des Osmanischen Reiches strandete Sofia in Europa, und sie fassten den Plan, ihre türkische Provinzstadt zu einer europäischen Hauptstadt zu machen. In Berlin und Paris machten sie sich kundig, was dazu benötigt wurde, und bauten in Sofia dann alles originalgetreu nach: Kathedrale, Universität, Straßenbahn, Königspalast, Naturkundemuseum, Nationaltheater, Nationalversammlung. An den Eingängen der zukünftigen Metropole wurden turmhohe Heuhaufen für die zahllosen Pferde aufgeschichtet, die Steine und Stahl für die neuen Bauten in die Stadt brachten, und über die matschigen Areale, wo die Gebäude gestanden hatten, die man abgerissen hatte, schwärmten Händler und Arbeiter aus.

Ulrichs Vater war Eisenbahningenieur. Er hatte das Glück gehabt, in seiner Jugend an der Bergbauakademie im mährischen Freiberg Ingenieurwissenschaften studieren zu können, und dann seine berufliche Laufbahn an der von dem Baron Hirsch gebauten Bahnlinie Wien–Konstantinopel begonnen. In Ulrichs frühesten Kindheitserinnerungen war er als leitender Ingenieur der Philipp Holzmann AG in Anatolien und Mesopotamien am Bau der neuen Strecke Berlin–Bagdad beteiligt. Die Deutsche Bank investierte dort gewaltige Summen in die Eisenbahn.

Für Ulrichs Vater gab es keine edlere, keine *philosophische* Berufung als die Bahn. Sein Schnauzbart zitterte, wenn er von den schimmernden, sich über die Kontinente

windenden Gleisen träumte. Neben den Kirchen, Synagogen und Moscheen erblickte sein inneres Auge nun neue Gebäude mit Dächern aus Stahl und Glas, in denen sich Abfahrtstafeln aneinanderreiheten, die neue Entdeckungen verhießen. Im Rausch seiner Träume schwebte er über dem Karikaturgesicht des Planeten, der jetzt von stählernen Doppellinien umfassen und endlich der Wissenschaft und der Erkenntnis anheimgegeben war.

Auf Reisen fuhr er stets zweiter Klasse, um mit den ehrfürchtig staunenden, in Tracht gekleideten Familien in Kontakt zu kommen, die sich zum allerersten Mal in einem Eisenbahnwagen befanden. Er belauschte ihre ängstlichen Kommentare, er brummte verschwörerisch und schüttelte den Kopf. Ungeachtet der Klapse, die Ulrichs Mutter ihm mit ihren Handschuhen versetzte, wartete er auf eine Gelegenheit, sich in ihr Gespräch zu mischen. »Ich ersuche euch alle dringend: Fürchtet euch nicht!«, begann er dann hochtrabend. »Dies ist eine wissenschaftliche Straße, erbaut nach den Gesetzen Newtons; selbst wenn wir dreimal so schnell führen wie jetzt, könnte uns doch kein Leid geschehen!«

Nachdem er sich befriedigt davon überzeugt hatte, dass alles belanglose Geplauder verstummt war, erhob er sich und hielt eine Ansprache.

»Ihr guten, einfachen Leute, die ihr nie schneller gefahren seid, als das arme Pferd euch durch den Morast ziehen konnte – schätzt euch glücklich, diesen Tag erleben zu dürfen, an dem ihr mit Gedankenschnelle vorwärtsbewegt werdet! Bewahrt diesen Moment in euren Herzen und sinnt nach über die Geschwindigkeit, die euch jetzt noch in Abgründe des Schreckens stürzt; denn es ist ein neues Zeitalter, das in eurem Inneren rumort.«

Zog eine Bäuerin ihr Tuch fester um die Schultern und klagte über die Übelkeit, die ihr die vorbeisausende Landschaft verursachte, zeigte er auf den Horizont und beschwor sie:

»Schauen Sie nicht auf die Mohnblumen da draußen, meine Dame, denn sie eilen schneller vorbei, als Ihre Sinne es wahrnehmen können. Schauen Sie auf die Kirchtürme und auf die Berge in der Ferne, die sich stetiger bewegen. Denn das ist das Sehvermögen unserer neuen Zeit: Wir sind befreit von der Kurzsichtigkeit, in der die Menschen nur ihr eigenes armseliges Fleckchen Erde wahrgenommen haben, genötigt, dessen Überlegenheit mit Schwert und Trommel zu verkünden. Von nun an werden wir weit sehen und in eine gemeinsame Zukunft blicken!«

Verkroch sich die unglückliche Adressatin dieses Ergusses tiefer in ihre Umhüllungen, lenkte ein demütiger Ehemann ritterlich das Feuer auf sich und stellte schüchtern eine Frage – wie die Schienen verlegt würden etwa oder wie die Signale funktionierten –, die Ulrichs Vater ausführlich und mit Leidenschaft beantwortete, gestikulierend mit der Erhabenheit des Geistes, der ihm innewohnte, und zur Erbauung seiner Zuhörerschaft technische Schaubilder zeichnend.

Berichtete die Morgenzeitung von einem Eisenbahnunglück, stürzte ihn das in tagelangen Missmut, und er schimpfte auf verschlafene Bahnwärter oder betrunkene Lokführer, die das wissenschaftliche Zeitalter mit Dummheit, Verstümmelung und Tod verrieten. »Diese Abscheulichkeiten werden aufhören«, gab er erzürnt zurück, wenn ihn jemand auf das Thema ansprach. »Es ist nur eine Frage der Zeit.«

Ulrich verbrachte einen Großteil seiner Kindheit in Zugabteilen und Hotels. Der gesamte Haushalt folgte den be-

rufflichen Wegen seines Vaters und reiste für Wochen dorthin, wo die Gleise jeweils endeten. Legionen von Arbeitern aus allen Gegenden des Reiches hausten in Zelten im Busch, unter einer Staubglocke, die schon aus weiter Ferne von ihrem Werk kündete. Italiener und Griechen, Armenier und Türken, Araber, Kurden und viele andere hämmerten unter Aufsicht beturbanter Abgesandter der Hohen Pforte und schnauzbärtiger deutscher Ingenieure auf den Wüstenboden ein. Scharen von Köchen, Ärzten, Prostituierten, Obstverkäufern, Musikern, Tabakhändlern und Tänzerinnen zogen mit ihnen die Trasse entlang, und wenn das Tageslicht erlosch, flackerten unter den Sternen unzählige Feuer auf, Hühner und Ziegen wurden auf Spieße gesteckt und große eiserne Kessel über die Flammen gestellt. Überall aßen Menschen, scherzten, schliefen, stritten und pisseten, von Pferde- und Kamelrudeln unbewegt bäugt. Diese Versammlung zog die silbernen Linien von der Metropole über die Flächen Anatoliens, ein grandioses Projekt, das Ulrichs Vater die Tränen in die Augen treiben konnte.

Ulrichs früheste Erinnerung ist diese: Er liegt, sorgsam zugedeckt, nachts allein unter durchscheinender Zeltleinwand. Schwach dringt der Trubel ringsum an sein Ohr, und er beobachtet den zuckenden Schatten einer Eidechse auf dem Zeltdach, der sich im wabernden Feuerschein abzeichnet. Der Glanz in seinen Augen rührt jedoch nicht von diesen Dingen her, sondern von den Weisen der Musikanten. In zartem Alter schon muss er die Tänzer nicht sehen, um zu wissen, was für Reflexe die Musik im menschlichen Körper auslöst.

Nach so vielen Jahren sind die Melodien verklungen, aber Ulrich weiß noch, wie sie auf seine warm eingepackten Kindermuskeln wirkten.

Und noch etwas hat er von damals oder wenig später in Erinnerung: einen Wutausbruch seines Vaters in einem Café in Konstantinopel, als seine Arbeit mit der Politik kollidierte.

»Wenn das britische Weltreich so brüchig ist, dass zwei stählerne Gleise es zum Einsturz bringen können – dann soll es fallen! Wollen sie uns drohen, weil wir uns ihren Routen nähern, weil wir uns Indien nähern und ihrem kostbaren Suezkanal? Wir sind hier, um die Völker der Welt zusammenzuführen, und eine solche Mission wird jeder Maßregelung standhalten!«

Er stampfte mit dem Fuß auf vor Zorn über diese Ungerechtigkeit, und Ulrich lernte, dass man auch auf Leute wütend sein kann, die man gar nicht kennt.

Mit der Zeit wurde der Idealismus seines Vater zur Belastung. Als während des Krieges die Trassen, an denen er mitgebaut hatte, von den Briten zerstört wurden, nahm er das persönlich, so als wären die Sprengladungen an seinen eigenen Nervenbahnen angebracht worden. Bis an sein Lebensende grämte er sich darüber. Er hatte sein Land so schnell wie irgend möglich aus Asien herauslösen wollen, und es war ihm nie in den Sinn gekommen, dass ein Übermaß an Europa ihn vernichten würde.

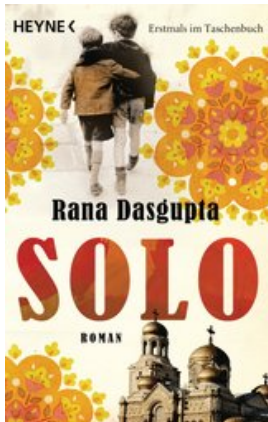
Ulrichs Mutter hieß Elisaweta. Sein Leben lang ist er, wenn er sie sich glücklich vorstellen wollte, zu einer bestimmten Erinnerung zurückgekehrt. Er erwacht in seinem Wüstenzelt, und seine Eltern sind bereits auf. Noch schlaftrunken krabbelt er in die Dämmerung hinaus. Die Frühstücksf Feuer brennen, ein Kamel hustet in der Morgenkühle, und der Horizont ist weich und zweifarbig. Seine Mutter sitzt Tee trinkend auf einem Holzschemel und

blickt unter ihrem Tuch hervor zum Sonnenball hinüber, der über den Rand der Welt aufsteigt und ihr Lächeln orange färbt.

Sie lernte Türkisch und Arabisch, und sie liebte es, auf einem Maultier über die Dörfer zu reiten und den einheimischen Frauen Besuche abzustatten. Sie fertigte Skizzen bulgarischer Bauerntrachten für sie an, damit sie sich das Land vorstellen konnten, aus dem sie kam, und sie füllte ganze Notizbücher mit Beschreibungen der fremden Glaubensvorstellungen und Gebräuche. Manchmal war sie drei Tage unterwegs und reiste etwa mit ihrem kleinen Sohn durch das Tigris-tal, begleitet nur von ihrem bulgarischen Diener und einem kurdischen Führer.

Macht Ulrich sich etwas vor, wenn er sich irgendwo auf dem Weg nach Mosul mit ihr in einem aus dem Fels gehauenen alten Kloster stehen sieht, dessen Abt ein Schweigegelübde abgelegt hatte und als Einsiedler auf einem unzugänglichen Berggipfel lebte? Wohl kaum, denn er erinnert sich daran, dass er an der Felswand emporgeblickt hat, über die der Mann jeden Tag einen Essenskorb herunterließ – den Korb, in dem er, wenn er sein Ende nahen fühlte, eine Botschaft legen würde, damit man seinen Leichnam bergen konnte. Ulrich erinnert sich an die Maulbeeren, die er gegessen, an die Granatäpfel, die er am Tigris von den Bäumen gepflückt hat, an all die Blumen und daran, wie seine Mutter mit dem kurdischen Führer scherzte und sagte: *Das ist das Paradies*.

Ein anderer Erinnerungssplitter: Ulrich hat ein rotes Hemd an (denn Blau fassen die Yeziden als Beleidigung auf – wie wunderbar, dass eine Farbe verboten sein kann!) und sitzt in einem halbdunklen Raum eines niedrigen Hauses, auf dessen Schwelle eine Schlange aufgemalt ist. Eine



Rana Dasgupta

Solo

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 464 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-40899-9

Heyne

Erscheinungstermin: Januar 2012

Ein episches Meisterwerk voller lebendiger Figuren, wundersamer Mythen und wahrer Begebenheiten

Die Frage nach dem Sinn seines Daseins treibt Ulrich um, als er kurz vor seinem hundertsten Geburtstag zurückblickt, sich an eine verlorene Liebe und viele verpasste Chancen erinnert und zu begreifen versucht, warum trotz günstigster Umstände und bester Anlagen alles schiefgegangen ist. In seiner Fantasie erfindet er sich ein neues Leben – schnell, bunt, voller Möglichkeiten und kreativer Energie. Solo erzählt zwei Romane in einem und steckt voller ungewöhnlicher Geschichten und unvergesslicher Figuren.